



Editorial

#frauensinddoof

Frankfurter Buchmesse. Es sind die bewegten Zeiten Ende der Siebziger oder Anfang der Achtziger Jahre. Der kleine Stand der Zeitschrift »Konkret«. Hannelore Heinrichs hält Stallwache; die Männer sind gerade ausgeflogen. H. ist für die Bildbeschaffung und auch für sonst noch ziemlich viel zuständig. Der Rest der Redaktion ist männlich. Ein ruhiger Moment, bis plötzlich Alice Schwarzer heranrauscht. »Ist da keiner?«, fragt sie gereizt. Und H., noch nie auf den Mund gefallen, entgegnet prompt: »Es kommt ja auch niemand!« Für ihre Antwort gebührt H. immer noch ein Orden.

Inzwischen ist Zeit vergangen. Als wir beiden Heftmacherinnen uns lustvoll für den Hefttitel »Frauen sind doof« entschieden, ließen wir ungeklärt, auch zwischen uns, ob der Satz in imaginäre Anführungsstriche gesetzt und der meinungstragenden Öffentlichkeit, also »den« Männern, in den Mund gelegt oder als einfache Aussage verstanden werden sollte: Frauen sind doof. Punkt.

Nach so vielen Jahren frauenbewegter Reflexion scheint das Thema Frauen, immer noch oder verstärkt, irgendwie ä-bä, randständig und uninteressant zu sein. Es lohnt die theoretische Auseinandersetzung immer noch nicht. Ja, es scheint geradezu, als hätte die forcierte Diskussion bewiesen, dass nichts Werthaltiges dabei heraus kommt. Weil Denken ein kreativer Akt ist, Frauen aber nicht schöpferisch sind, braucht die intellektuelle Diskursgemeinschaft die Frauen beim Denken nicht. Oder mal konkret zugespitzt: Die Welt-

formel, von einem Mann entdeckt, wäre eine Sensation, von einer Frau verkündet, wäre sie keine. Frauen sind nicht Trägerinnen von Bedeutung. Wie sollten sie an Bedeutendes kommen?

Während der heißesten Phase der Aufregung über den interkontinentalen Superbestseller von Elena Ferrante berichtet eine Autorin im englischen »Guardian« (5.10.2016) von einer privaten Diskussionsrunde, in der ein Mann gefragt habe: »But are the Neapolitan novels *political*? Or are they about *women*?« Sind die Neapel-Romane denn nun politisch oder handeln sie von Frauen? Mit anderen Worten: Geht es um Kultur oder Kitsch, Geist oder Sumpf? Und das Problem, wieso immer noch in vielen politischen, theoretischen, philosophischen und kulturpolitischen Zeitschriften fast ausschließlich Männer schreiben (weibliche Paradiesvögel wie z.B. Katharina Rutschky einst im »Merkur« inbegriffen) löst auf verblüffende Weise der Ex-Chef der Literaturzeitschrift »Sinn und Form« (zitiert in einem FAZ-Artikel vom 19.1.2016): »Gefragt nach dem geringen Anteil der im Heft publizierenden Frauen, erklärte er: »Das poetische Moment enthält alles, was man im fruchtbaren Sinne mit dem Weiblichen in Verbindung bringt, besonders diese schöne schöpferische Passivität, diesen Goetheschen Begriff des Weiblichen.« Vielen Dank!

Ein anderer Ex-Redakteur einer anderen Kulturzeitschrift gab dagegen auf dieselbe Frage eine bedenkenswerte Antwort: »Aber



es stimmt, gut drei Viertel unserer Autoren waren Männer. Das lag daran, glaube ich, dass Frauen vorsichtiger auf Anfragen reagierten, selbstkritischer, nicht so leicht und so schnell von sich überzeugt waren; ich habe von Frauen erkennbar häufiger Absagen erhalten als von Männern. Aber wichtiger war vielleicht noch, dass wir immer mehr gute Manuskripte angeboten bekamen, als wir veröffentlichen konnten, und diese zugesandten Texte kamen zu mehr als neunzig Prozent von Männern ... Kurz gesagt: Der hohe Männeranteil ... hatte meiner Ansicht nach stärker mit dem Selbstbewusstsein der Männer zu tun als mit einer intellektuellen oder rhetorischen Überlegenheit Frauen gegenüber.«

Frauen werden ausgeschlossen und sie schließen sich selbst aus. Techniken, damit fertig zu werden, gibt es reichlich. Schon als Mädchen haben wir bei der Lektüre gelernt, quasi *undercover* zu lesen, aus dem eigenen Geschlecht zu schlüpfen und uns mit den männlichen Helden zu identifizieren, weil die weiblichen Gestalten so unbefriedigend waren. »Die rote Zora« gab es ja nur einmal. »Man wollte Stendhals Julien Sorel sein oder haben. Wer will schon Flauberts Madame Bovary sein oder haben!« (Ilse Bindseil)

Und im Leben, welche Vorbilder haben Gewicht? Natürlich hat sich die Situation seit der zweiten Frauenbewegung der 70er Jahre verändert. Uns stehen als Parade-Frauen nicht mehr ewig nur Simone de Beauvoir, Hannah Arendt, Clara Schumann, Louise Bourgeois oder auch Lou Andreas-Salomé und Alma Mahler-Werfel zur Verfügung, wobei die beiden letzteren vor allem in die männerverschlingende Musen-Abteilung gehören. Es gibt im Verhältnis zu früher deutlich mehr renommierte Schriftstellerinnen, aber eben auch bildende Künstlerinnen, ja sogar Theoretikerinnen und Philosophinnen, lebende, heutige. Aber das Komische ist, sie werden immer noch als das Besondere, nicht als das Allgemeine behandelt, als die Ausnahme, nicht als die Regel.

Man bräuchte vielleicht einfach eine gehörige Portion »ungerechtfertigtes Selbstbewusstsein«, wie Maren Kroymann in ihrer Show

»In My Sixties« es nennt. Ausgemacht hat sie es vor langer, langer Zeit bei den Jungs auf ihrer Schule, und die Erinnerung hat sie geprägt. Ein Selbstbewusstsein anmelden und aufspüren, das es nicht (länger) nötig hat, sich zu rechtfertigen – nicht mehr und nicht weniger wollen die vorliegenden Beiträge.

Zu den Autoren

ILSE BINDSEIL will dem Gedanken der weiblichen Doofheit durch einen Rekurs auf die schöne Literatur Schärfe geben.

JUDITH ENDERWITZ hat Christine Nöstlinger da aufgespürt, wo sie niemand vermutet, und vermittelt einen Eindruck von dem unbändigen Ernst, der hinter ihren Kinder- und Jugendbüchern steckt. Der Text sei ihr zum 80. Geburtstag in Ehrfurcht und Zuneigung überreicht.

MARKUS MOHR hat seiner verstorbenen Jugendliebe ein Denkmal gesetzt. Mit ihr hat er autonome Erfahrungen geteilt. Er ist beim Metier geblieben und darüber zum Historiker (nicht nur der Bewegung) geworden. Sie ist eine Ikone der akademischen Postmoderne geworden. Aber wie sagte sie zum Abschied? »Wir sehen uns.«

BETTINA FELLMANN hat die triviale Frage, ob Frauen auch dann mit Doofheit zu kämpfen haben, wenn keine Männer im Spiel sind, genutzt, um ihrer gescheiterten Liebe zu einer Frau auf den Grund zu gehen. Das Ergebnis ist: Mit Doofheit in einem existenziellen, todtraurigen Sinn hat das alles zu tun.

CHRISTEL DORMAGEN hat ganz nach unten in die Kiste gegriffen, in der sich Zeugnisse weiblicher Doofheit stapeln. Sie berichtet vom vererbten Hunger nach dem Dokortitel und vom Scheitern an einer Idee, die nur zum verzweifelten Teil die eigene war. Ihr Text, 1987 entstanden, ist Dokument und Analyse zugleich.

MAREN KROYMANN entwirft ein erfahrungsgesättigtes Bild vom Prozess weiblicher Hemmung und Verdummung in der juvenilen Entwicklung und in der Karriere. Sie plädiert ganz konkret dafür, dass Frauen sich an das Mädchen erinnern, das sie vor der Geschlechtersegregation



waren, und ganz bewusst ihr Recht auf eine vollständige, ungeteilte Existenz für sich in Anspruch nehmen sollen.

SUSANNE JÜDES, angespitzt, die Dummheit der romantischen Frau vermittels eines Vergleichs der musikalischen Kenntnisse der Eheleute Brentano zu bestätigen, hat den Spieß eiskalt umgedreht. Sie führt uns den kunstbesessenen Ehemann als, auf dem Instrument, hoffnungslosen Stümper, seine triebhafte Frau als durchaus instrumentenkundig und musikverständlich vor.

In ihrem Porträt einer für den puristischen Kunstverstand zwielichtigen Frau dreht NORA BIERICH den Spieß nicht geradezu um, zeigt aber, dass sich alles auch ganz anders verstehen lässt, und rückt den Purismus damit selbst in ein anderes Licht.

RITA BISCHOF hat es dagegen mit einer Frau zu tun, die es nicht zulässt, dass man sie am Mann misst. Sie will an der Kunst gemessen werden; ein hochspannendes Unternehmen, dem man mit detektivischem Eifer folgt.

CHRISTINE KÜNZEL – man kann sich seine Helden nicht aussuchen und seine Heldinnen ebenso wenig – würdigt eine Schriftstellerin, die in ihrem Leben und in ihrer Kunst so beharrlich nein gesagt hat wie kaum eine andere. An Gisela Elsner – sie wäre 2017 achtzig geworden – unter so kundiger Anleitung erinnern zu können, freut sich, wir hätten am liebsten gesagt das Heft.

BRITTA FRENZEL hat ein Porträt eigener Art geschaffen: von einer Frau, die ihr wichtig war. Eine Frau, wie man sie sich alltäglicher nicht denken kann, keine große Liebe, keine Ikone, aber eine Verkörperung mütterlicher Fähigkeiten und – dies das Besondere – eine Sprachmittlerin. Britta Frenzel hat sie gleichsam aus dem Nichts geschaffen und ihr ein Denkmal gesetzt.

MARION SCHMID hat mit »Johanna am Haken« dagegen eher die weibliche Ausgabe eines Hallodri erwischt. Sie wickelt die männliche und die weibliche Perspektive förmlich umeinander und lässt ihre Heldin sich noch in der Niederlage einreden, dass sie die Dinge im Griff hat. Wenn das nicht als männlich gilt!

DOROTHEA HAUSER analysiert weibliche Doofheit, wie sie an der Spitze rechter Parteien daherkommt: clever. Bislang noch eher abstoßend als furchterregend, aber das mag sich mit den Verhältnissen ändern.

In der »Männerecke« führt uns ALEXANDRE PESCHEL an einen gesellschaftlichen Ort, an dem Männer, ganz unpolemisch, so gut wie nicht vorkommen. Was es heißt, ein Mann zu sein, scheint klar, was es bedeutet weniger, ANDREAS GALLING-STIEHLER zeigt, dass auch in der Männerwelt Selbstvergewisserungs-Debatten geführt werden wie bei den Frauen, Ilse Bindseil, dass man sich als Frau die männliche Perspektive zu eigen machen kann, wie Jahrhunderte lang der Mann die weibliche sich zu eigen machen konnte, VOIJN SAŠA VUKADINOVIĆ, schließlich, dass man von prononciert weiblicher Wissenschaft ebenso unbefangen eine schlechte Meinung haben kann wie fortschrittliche Frauen von männlichem Herrschaftswissen.

Die Heftredaktion (November 2016)

»Wonderful Life« – Zur Bebilderung

Es ist ein gutes Leben, das wir da leben. Ein wunderbares, ein grandioses. Wunschgedanken werden wahr, in Bildern festgehalten. Sätze werden zu losen Wortansammlungen. Liebe, überall Liebe, Geburtstage und Yummy. Positivismus sprengt unseren Screen.

Wir wollen mitteilen. Ein jeder ist Food, ist Architecture, ist Travel und other things – Superlove für alle. Wir alle sind Persönlichkeit: Good morning, Guten Morgen, Life begins after coffee!

Vergiss dich niemals selbst und do it with all your heart. Etwas anderes steht auch nicht zur Auswahl. Wir reisen, bis wir müde sind, Frankfurt, Prag, New York – der Weg ist das Ziel. Pure Inspiration ist das, exklusiv nur das Rooftop.

It looks delicious, dieses Digitale.





Die Bebilderung dieser Ausgabe ist eine Sammlung von Screenshots, von Bildunterschriften und Illustrationen der zu Facebook gehörenden Foto-App Instagram. Die Arbeit ist keinesfalls eine Kritik des Digitalen, vielmehr eine Dokumentation unserer Realität. Eine Dokumentation der Art, wie wir mit einem an sich leeren Medienkanal umgehen, wie wir ihn bespielen. Das Digitale hat hierbei vor allem ein Potential: uns selbst sichtbar zu machen.

*Inga Liningaan Langkay
und Alexandre Peschel*

